

Cornelia Tsirigotis, Aachen

Wie man ganz gut nicht „nach jemand“ arbeiten kann - Systemische Implementierungen in ein unerhörtes Arbeitsfeld

Für Haja Molter zum 60. Geburtstag

*Hatten Sie jemals einen Lehrer, der etwas außergewöhnliches an Ihrer Arbeit fand, der irgendwie Möglichkeiten in Ihnen sah, derer Sie sich kaum selber bewusst waren? Solche Erfahrungen können lebensverändernd sein. Wir sehen uns plötzlich in einer neuen, anderen und inspirierenden Weise.
(Anderson et al 2004, S. 37)*

Die Bedeutung der Ausbildung bestimmen die Ausgebildeten

*Systemisch: das lässt sich heute so leicht dahersagen und schreiben. Schon allein die Häufigkeit der Benutzung eines bestimmten Wortes kann Bedeutungen schaffen. Wenn ich meine supervisorische Praxis kritisch hinterfrage, finde ich eher „systemische Versatzstücke“ vor.
(Molter 2000, S. 154)*

Bei diesem Beitrag geht es mir weniger um eine Geburtstagsgratulation, auch nicht um die Feststellung, wie viel „Haja“ sich in meiner täglichen Arbeit abspielt, mir geht es darum, ein vorläufiges Resümee zu ziehen über hilfreiche Anregung, Verstärkung, Gewinn systemischer Arbeitsweisen in einem etwas exotischen Arbeitskontext. Nicht: „wie sagt Haja immer so schön“, sondern wie ist das bei mir ange-dockt und wie hat es weitergearbeitet. Mir geht es auch nicht darum, eine Vielzahl von zitierten Sätzen („Haja-Sprüche“) mythenbildend oder gurufizierend lebendig zu erhalten. So manch einer dieser „Sprüche“ war ein Zitat, das Haja nutzbringend angewendet und weitergegeben hat. Ich schreibe über meine Arbeit und darüber, wie sich die Idee, eine Familientherapieausbildung zu machen, um meinen Arbeitskontext zu verlassen und selbstständig Familientherapie zu betreiben, dahingehend

verändert hat, dass ich in mein Arbeitsfeld mit Lust und der Bereitschaft, mich mit ihm auszusöhnen, „systemische Versatzstücke“ implementiert habe. Es stellte sich im Alltag zwischen 1995 und 2005 weniger die Frage, wie viel „richtige“ Familientherapie ich in diesem Kontext machen kann, sondern umgekehrt: wie lassen sich eine systemische Perspektive, Ressourcenblick und Aspekte von Selbstorganisation sinnvoll und nutzbringend implementieren – und was hat sich quasi „wie von selbst“ eingestellt?

Sätze sind lebendig geblieben, haben dem Alltag standgehalten, sich verändert, wurden durch Dazugekommenes bereichert und sind aktive Mitglieder des inneren professionellen Teams (s.a. Schmidt 2000, Schulz von Thun 1998) geworden.

Eine der bedeutsamsten Beflügelungen lässt sich kaum mit Worten beschreiben: Ressourcenblick auf mir selbst zu spüren und in einer sich selbst organisierenden Form in der Eigenständigkeit Unterstützung zu finden, war eine wesentliche Antriebskraft. Sie wurde auch zur Durchhaltekraft für mich in der Arbeit, die zum weiteren Kontext Schule gehört und mit einer 200 Jahre alten Tradition verhaftet ist, die Polarität und Streit um den besseren methodischen Weg beinhaltet. Ressourcenblick auf mir und von mir haben geholfen, aus einer „Kultur des Tadels“ auszusteigen und eine Kultur der Wertschätzung als orientierendes Ziel vor Augen zu haben. „Meine Aufgabe als Lehrtherapeut sehe ich darin, schöpferische Distanz zu wahren, liebevolle Einfühlung aufzubringen, Verantwortung für meine soziale Wahrnehmung zu übernehmen, um die Autonomie in der Gruppe zu fördern und mich so authentisch wie möglich zu verhalten...“ (Molter 1998 S. 7)

„Erzählte Geschichte ist noch nicht gelebte Geschichte“ – Sterntaler oder: fallen Ressourcen vom Himmel?

*„Märchen strotzen nur so von systemischer Kompetenz“
(Molter, Ellebracht 1997, S. 7)*

Der Kontext: die Ausbildungsgruppe, Thema: narrative Arbeitsformen. Mein Anliegen: in meiner Arbeit mit Familien, in denen Kinder z.T. schwere Mehrfachbehinderungen haben, fühle ich mich beschwert, nehme Anteil am Schicksal und nehme

die Geschichten oft als Belastung mit nach Hause. Wie kann ich besser damit umgehen? Mein Lieblingsmärchen? Sterntaler! Ich soll sie erzählen, die Geschichte vom armen kleinen Mädchen, das seine Sachen an noch ärmere verschenkt hat und mit seinem letzten Hemd frierend durch den Wald läuft. Da fallen auf einmal Sterne vom Himmel, und es stellt sich heraus: goldene. Es fängt sie mit dem Hemd auf... Was denn die Sterne bzw. Ressourcen wären, die bei mir vom Himmel gefallen wären? Sofort: Sotiris, mein Mann. Welche noch: Kreativität. Spontaneität¹... Talente, Empathie, Team würde ich heute sagen. Ressourcen für diese Arbeit. Weiteres ist mir im einzelnen nicht mehr präsent. Nur dass in der Schlussrunde nach der Wirkung der Arbeit gefragt wird (von 1-100), ich bin noch skeptisch, sage „um die 50“. Haja scheint betroffen-nachdenklich. Nach dem Abendessen kommt er mit einer Verschreibung: ich möge, wenn ich zu diesen Familien fahre, einen Rock oder eine Schürze anziehen, damit ich die Ressourcensterne auffangen könne. Ja, es wird schon runder. „Märchen haben natürlich eine ganz bestimmte Erzählabticht, sie stellen dar, wie Menschen auf einem schwierigen Weg Widerstände überwinden und schließlich ihr Glück finden. Berater und Therapeutinnen versuchen Menschen auf diesem Weg zu begleiten, zu unterstützen, in Gespräche zu verwickeln, zu beschwätzen oder zur Ordnung zu rufen, je nach therapeutischer Landkarte.“ (Molter, Ellebracht 1997, S. 7).

Diese Sterntaler-Geschichte wirkt nun fast 10 Jahre „wie von selbst“ weiter. Viele Sterne fielen und wurden aufgehoben. Statt Schürzen haben sich andere Anker bzw. Auffangmöglichkeiten für Ressourcen im Alltag eingefunden. „Die Kompetenz der Therapeuten besteht darin, die Verantwortung für die Geschichte des Klienten beim Klienten zu belassen, den Klienten aber mit seinen Wahrnehmungen respektvoll so zu konfrontieren, dass der Klient im Ringen um Sinn(-Strukturen) mit den Therapeuten seinen Wirklichkeitsdefinitionen etwas Neues hinzufügen kann.“ (ebd. S. 9).

1. Von dieser Geschichte würde es vermutlich 22 verschiedene Versionen geben. Diese ist meine von heute.

Ressourcen und das Orientieren daran

*„Das ‚Ich weiß, daß ich nichts weiß‘ des Sokrates verstehe ich heuristisch. Ich erinnere mich noch sehr gut, was Sokrates mir alles weis machen wollte, als ich mich in jungen Jahren mit Originaltexten Platos plagte.“
(Molter 1999, S. 167)*

Mehrere neu hinzugekommene Sterne bestehen aus kontinuierlicher Auseinandersetzung mit Ressourcen und ihrer Förderung, den eigenen und denen der KlientInnen. Da liegt mir die Sokratische Mäeutik² nahe: als die Kunst, forschend und aus einer Position des Nichtwissens heraus fragend aus dem Menschen etwas hervorzuholen. Ressourcen sind „Ausgangspunkt und Ziel“ (Loth 2003) meines Beraterischen Handelns. Den Umgang mit den eigenen Ressourcen als TherapeutIn beschreibt Hesse (2000) als ressourcenorientierten Selbstgebrauch: „Was tut einer, der sich selbst auf ressourcenorientierte Weise gebraucht? Er unterwirft sich keinen normativen Glücksregeln, sondern benutzt seine Quellen, ohne sich dabei z.B. mit seinem Fühlen, Denken, Körper oder seinen Rollen und Funktionen gleichzusetzen.... Er ist frei, seine Ressourcen, Einschränkungen und Begrenzungen als Möglichkeiten zu nehmen, auszukundschaften und zu gebrauchen.“ (S. 92). Das bedeutet eine genaue Reflexion der eigenen personalen Ressourcen im therapeutischen Kontext.

Wolfgang Loth (2003) weist darauf hin, dass sich Ressourcenorientierung nicht einfach im Arbeitsalltag als Methode anziehen lässt: „Eine entscheidende Frage ist für mich in diesem Zusammenhang, ob (und wie) es professionellen HelferInnen gelingt, sowohl selbst von ihren Ideen über hilfreiches Tun zu profitieren, als auch genügend Distanz dazu zu wahren, und die daraus entstehende Spannung als Ressource zu nutzen, die ihnen hilft aufmerksam zu sein für die benannten Menschen, mit denen sie zu tun haben.“ (S. 43). Wie die eigenen Ressourcen und der Blick auf die der KlientInnen in der Praxis zur Möglichkeitenerweiterung führen, dazu zeigt er ausführliche Möglichkeiten auf und steckt einen konzeptionellen Rahmen ab, auf den ich weiter unten noch zu sprechen komme.

2. Hebammenkunst

Um noch mal den Bogen zu der Sterntaler-Belastungsgeschichte zu ziehen: Gusso-
ne und Schiepek (2000) weisen nachdrücklich darauf hin, dass es für das Vermeiden
von Burnout hilfreich ist, über ein Konzept der Selbstsorge zu verfügen, das sich an
Ressourcen orientiert und Empowerment anstrebt: „Es (das Denk- und Praxismodell
der Selbstsorge, CT) ist an keiner Stelle defizitorientiert oder pathologisierend, son-
dern ressourcenorientiert und dem Empowerment-Ansatz verpflichtet: Es bemäch-
tigt die Subjekte zur Gestaltung ihrer eigenen Lebenswelt, zur Gestaltung ihres Le-
bensstils.“(S. 184).

Von Leiden, Empathie und dem Rahmen, in denen sie sich hilfreich entfalten können

*„Klienten begegnen wir mit einer über Neutralität
hinausgehenden wertschätzenden und neugierigen Haltung“
(Molter 1999, S.166)*

TherapeutInnen-Ressourcen wie Intuition und Empathie sollen sich im berateri-
schen bzw. therapeutischen Prozess tatsächlich als Ressource und nicht als belas-
tendes Mitbringsel entfalten können. Unter Belastungen verstehe ich nicht nur die
oben beschriebenen persönlichen Berührungen der TherapeutIn auf Grund der
Schwere der Leidensgeschichten von KlientInnen, sondern auch Belastungen für
Klientinnen durch aufgemachte und nicht wieder geschlossene „Gefühlskisten“.
Hierzu bedarf es eines verantwortlich abgesteckten professionellen Rahmens: ein
weiterer bedeutsamer Stern. Hilfreiche Möglichkeiten für die Erstellungen eines sol-
chen stabilen Rahmens lieferten mir lösungs- und ressourcenorientierte Ansätze
(Berg 1992, De Jong, Berg 1998, Berg, Dolan 2001, Loth 1998, Hargens, Eberling
2000, Hargens 2004). Lösungsorientierung heißt für mich im Kontext von Hörscha-
den und Behinderung nicht, dass die Probleme und die Schwere dessen, was die Kli-
entInnen mitbringen, weggelöst werden, sondern bedeutet, auszugehen von dem,
was ist. Und weiter: was bleiben kann. Hier beginnt der Weg des Ressourcenaufspü-
rens, der immer ein gemeinsamer, vereinbarter Weg ist. Hilfreicher Wegweiser da-
bei ist mir Wolfgang Loths praxisdienliches Instrumentarium zum Entwickeln von
therapeutischen Kontrakten KOLB (Loth 1998). Daraus habe ich mir (m)eine Art

Konzept oder Arbeitstheorie, die sich um diesen Rahmen bemüht, über längere Zeit hinweg erarbeitet und mit meinem Team weiterentwickelt (Tsirigotis 2002a, Tsirigotis et al. 2004). Wie muss ein Rahmen beschaffen sein, in dem sich Empathie und therapeutische Beziehung so entfalten können, dass sie von KlientInnen als hilfreich erlebt werden? „Es geht mir darum, mit dem Unbestimmten/ Unbestimmbaren verantwortlich umzugehen. Entscheidend ist für mich die Qualität des Rahmens:

- Ist der Rahmen (soweit als möglich) sicher und zuverlässig?
- Ist in diesem zuverlässigen Rahmen Platz für „offene“ Ergebnisse?
- Sind die Kriterien zum Bewerten des „Offenen“ offen gelegt oder können sie offen gelegt werden?“ (Loth 2001, S. 237)

Es ist mir wichtig, dass Klientinnen nicht von irgendwelchen meiner zufälligen (vom Himmel gefallenen) Persönlichkeitsressourcen abhängen, so wichtig die sein mögen (siehe dazu auch Fox 2004). „Rahmen bedeutet für mich einerseits professionelles Setting (was im Rehabilitationsalltag mit Kindern manchmal schwierig ist) und ein solides Handwerkzeug einschließlich anständiger Vor- und Nachbereitung. Rahmen bedeutet andererseits auch, sich therapeutisch in einem Rahmen zu bewegen, dessen Ränder benannt werden sollten, dazu gehören Respekt, ressourcenorientierte Haltungen, Reflexion und Systemkompetenz, Beisteuern als dem **verantwortlichen** Eröffnen von Möglichkeiten...“ (Tsirigotis 2005, S. 110) Wichtiger Schwerpunkt ist mir die Klärung von Anliegen und Auftrag der KundInnen und die fortwährende Überprüfung, ob ich noch „dran bin“. Immer wenn ich „mit Bauchschmerzen“ darüber nachdenke, was „irgendwie heute nicht gut gelaufen“ ist, stelle ich fest, dass ich wieder genauer hinschauen muss, ob ich noch am Anliegen meiner Klientinnen arbeite oder ob sich fremde (z.B. die von ZuweiserInnen) oder gar eigene eingeschlichen haben. „Das Kontraktmodell ist gedacht als eine Reflexionshilfe, die zwar auch beim Auswählen nächster Schritte dient, deren besondere Stärke aber darin liegen dürfte, sich beim Innehalten zu orientieren.“ (Loth 2004, S. 25).

Ein schwieriger Begriff mit nützlichen Folgen: generische Prinzipien

Die Suche gilt also einer Reflexions“landkarte“, die mir erlaubt, den Fokus darauf zu legen, welche Aspekte meiner Arbeit in diesem einseitig nicht bestimmbar Pro-

zess hilfreich sind. Auch bei der therapeutischen Beziehung geht es nicht um meine Nettigkeit, sondern darum, wie der Platz für stabilisierendes empathisches Getragen-Sein affektiv gerahmt wird. Eine auf diese Weise professionelle Betrachtung der therapeutischen Beziehung bzw. der therapeutischen Allianz kann sich genauer damit beschäftigen, wie sich Empathie und therapeutische Beziehung prozesshaft entfalten und Möglichkeiten bereitstellen, die Arbeit nachvollziehbar so zu reflektieren (s. a. Loth 2001, 2004), dass sie keine mit nach Hause genommene Belastung darstellt oder falls gelungen, dieses Gelingen nicht dem Zufall oder „irgendwelchen“ Selbstorganisationsprozessen zugeschrieben werden muss. Eine solche Reflexionshilfe entnehme ich den „Generischen Prinzipien“ (Schiepek et al. 2001, Loth 2004, praktisches Beispiel Tsirigotis 2005). Sie bieten mir die Möglichkeit, meinen Beitrag zum Geschehen zu betrachten unter Gesichtspunkten wie

- Stabilitätsbedingungen zu schaffen (in dem ich den Blick auf das Sichere, Verlässliche richte, von dem wir ausgehen können)
- Systemmuster zu identifizieren (Was und wer hilft, was und wer behindert?)
- Sinnbezüge herstellen helfen (Wie können wir als Familie mit der Tatsache der Behinderung gut leben?)
- Kontrollparameter/Energetisierungen ermöglichen (Was geht schon, wohin kann's noch weitergehen?)
- Destabilisierungen und Fluktuationsverstärkungen zu realisieren (Gewohntes verabschieden und Schaukeln als Bestandteil des Normalen akzeptieren)
- „Kairos“³ beachten und Synchronisation ermöglichen (Behinderungsverarbeitung, Entwicklung und Normalität brauchen ihre Zeit, und: jede/r Mensch braucht seine eigene Zeit)
- Re-Stabilisierung zu unterstützen (Wie kann ein nächster kleiner Schritt aussehen?)

In der Alltagspraxis zeigt sich, dass das Überprüfen des eigenen Handelns anhand dieser Reflexionslandkarte entlastend und bereichernd ist auch im Hinblick auf systemische Erkenntnisse therapeutischer Beziehung, wie dem Verzicht auf Instruktionsvorstellungen (Loth, von Schlippe 2004) und darauf, als Therapeutin unmittelbare Ursache von Wirkung zu sein, ohne das Gefühl therapeutischer Selbstwirksam-

3. griech.: rechter Moment, Zeitpunkt

keit zu verlieren. Was etwas paradox anklingen mag.

Die Weisheit der Gruppe nutzen (George Bach vermittelt durch Haja Molter)

*...ich bin wie ein Gruppenteilnehmer
Beobachter im System und beobachte mich, wie
ich im System beobachte. Inspirierend und neu daran
finde ich, dass mir damit eine Theorie der Beobachtung als
Ausgangspunkt von Reflexion zur Verfügung steht,
mit deren Hilfe ich die Methoden und Konzepte
daraufhin überprüfen kann, ob sie geeignet sind,
brauchbar zu verstören, und die Klienten in ihrem Bemühen
beim Erreichen ihrer Ziele zu unterstützen,
Letztlich werden die Klienten entscheiden, ob die
Verstörungen ihren Zielen dienlich sind
(Molter, 2002, S. 206f.)*

Auch im Kontext von Elternberatung und Arbeit mit hörgeschädigten Kindern erscheinen mir Gruppen eine bereichernde Arbeitsform, bei der die Möglichkeit sich auszutauschen mehr ausmacht als die Summe der einzelnen Teile (ausführlicher Tsirigotis 2002b, 2004).

Das Setting: Eine Elternrunde während einer Gruppe für die Familien hörgeschädigter Kinder, die in Regelkindergärten sind. Sie dient dem Kontakt und dem Austausch mit anderen, die auch als „rote Bauern in einem schwarz-weißen Schachspiel spielen“ (Sorrentino 1988).

Die Anlässe: Wer hat welche Themen mitgebracht? Frau Meer: der Sohn Lorenz wolle die Hörgeräte bzw. -anlage im Kindergarten nicht mehr tragen. Es mache sich zunehmend bemerkbar, dass er sein wolle „wie die anderen“. Die „Das kann ich-Resource“: Frau Bühler: ihre Tochter weint, wenn sie wegen Nässe die Hörgeräte nicht tragen und die Freundinnen nicht verstehen kann. Das Bedürfnis der Kinder geht über Besitzbedürfnisse hinaus wie die gleiche Schultasche, das gleiche Spielzeug zu haben wie die anderen. Hier geht es um Sein wie die anderen, hörend sein, gleiche Kommunikationsmöglichkeiten haben wie die anderen (das wird von den Kindern aber so noch nicht thematisiert).

Die Anliegen: Wie können wir unsere Kinder dabei unterstützen, anders zu sein? Mir scheint in diesem Moment: auch einigen Eltern in der Runde sitzen die unge-

weinten Tränen nahe. Und weiter: Was brauchen wir Eltern, um unsere Kinder gut coachen zu können. Auf was können wir zurückgreifen?

Der Auftrag: Wie können wir heute die Gruppe nutzen, Ideen zu sammeln?

Die Ressourcen der Gruppe: Wie ist uns Erwachsenen das anders Sein als die anderen gelungen? Wie ist der eigene Prozess, wie viel kann ich ertragen, wie viel bedeutet es mir selbst, zu sein wie die anderen, oder wie viel bin ich gerne anders als alle anderen? Wann hat das angefangen? Bei den meisten Anwesenden erst später, um die 20. Wer hat unterstützt? Einmal der Vater, andere Menschen. Viel kommt zusammen. „Es gibt nur erste Stimmen“ (Ornette Coleman, zitiert nach Molter 2000, S. 156). Die Beispiele in der Runde zeigen auch die Ambivalenz des Themas: die Anstrengung und den Stolz. Abschied von der Vorstellung, ein Leben „wie die anderen“ zu haben. Was heißt das überhaupt? Unterschiede machen Angst. Und andersherum: „in unserer Familie war es schon früher so, dass ich gern anders sein war als die anderen“. Der Blick schärft sich. Das Geleistete trägt (ein wenig).

Und weiter, erste gute Schritte: Wie können wir das Kindern von vier bis sieben Jahren vermitteln? Den eigenen Geschmack fördern. Sich etwas aussuchen dürfen. Die Persönlichkeitseigenschaften jenseits vom Hörschaden und der mit ihm verbundenen Kompensationsstrategien erkennen und anerkennen. Hier zeigt sich, dass die Gruppe schon geübt ist, den Blick auch auf die Stärken der Kinder zu richten und Unterschiede zu schätzen.

Und jetzt: Was nehmen Sie mit aus dem Gespräch heute? Jede(r) etwas anderes, als ich vermutet hätte. Tja, wie sagt die virtuelle Haja-Stimme im inneren Team: als GruppenleiterIn oder Therapeutin doch nicht zu sehr in die eigenen Ideen verliebt sein oder: „In einer systemisch orientierten Grundhaltung kann man Unterschiede zulassen und aushalten. ... Ich verstehe das als eine Aufforderung in Therapie, Beratung und Supervision, den Ideen anderer Respekt zu erweisen, eigenen Ideen und Hypothesen gegenüber respektlos zu sein, um Möglichkeiten zu eröffnen, Neues und Unbekanntes zu kreieren“ (Molter 2000, S. 155).

„Ob ein Ton richtig ist oder nicht, bestimmt der nächste Ton“

(Miles Davis über den Jazz, zitiert nach Molter, mdl.)

Dass solche Metaphern eben so wie die von den ersten Stimmen (Coleman, s.o.) bei mir als Schwester eines Free-Jazz-Musikers an Vertrautem andocken, scheint nicht verwunderlich zu sein. Entscheidend ist auch hier, wie es gelingt, aus diesen zufällig zusammen vom Himmel gefallenen Sternen eine Ressource zumachen, die sich als nachhaltig alltagstaugliche Stütze erweist. Gerade in einem Arbeitskontext, in dem es um Hörschädigungen geht, laden solche Ton-, Takt- und Hörmetaphern schon per se zu einem überschreitenden Blickwinkel ein. Sie laden ein, das „Schräge“ auszuhalten und dem nächsten Ton eine faire Chance zu geben. Das Anerkennen von Schräglagen als Ausgangspunkte für nächste gute Schritte scheint mir ein wesentlicher Teil der professionellen Kunst in meinem Arbeitskontext. Ein weiterer Aspekt der Metapher verweist auf ihre Hilfe dabei, Konflikte zu dekonstruieren.

Eine morgendliche Elternrunde im CI-Zentrum. Zwei Mütter aus Russland mit ihren Kindern, die gerade mit einem Cochlea-Implantat versorgt wurden. Da ihr Aufenthalt zur Rehabilitation sehr kurz sein wird, gelange ich in einen (selbstgestrudelten) Sog, möglichst viele Angebote zu machen, Möglichkeiten zu zeigen und anderes. Ich habe einen Dolmetscher zur Verfügung, der zugleich der Betreuer der Familien seitens der implantationsvermittelnden Organisation ist. Alles läuft erst einmal gut. Meine Würdigung dessen, was sie geleistet haben, scheint ungewohnt, erstauntes Lächeln. Bis ich eine Frage stelle, bei deren Übersetzung ich eine nonverbale Reaktion der angesprochenen Frau wahrnehme. Sie antwortet dem Dolmetscher, sie sprechen miteinander. Dann wendet sich der Dolmetscher zu mir: es sei in Russland nicht üblich, solche Themen zu besprechen und auch keine Gruppengespräche in dieser Art. Er kenne das auch von anderen Patienten, die wegen Leukämie-Erkrankungen in die Klinik kämen. Man fühle sich dann unwohl und ginge nicht mehr hin. Eine Antwort würde ich nicht erhalten. Meine Reflexion: Was habe ich übersehen? Zuerst einmal: meine Verantwortung, mir Informationen über Weltbilder, Bedeutungssysteme, des Herkunftslandes dieser Klientinnen zu verschaffen (hierzu: Hegemann 2004). Zu sehr gewöhnt, dass die meisten Familien, mit denen

ich arbeite, auf ihrem Grenzgängersein zwischen den unterschiedlichen Kulturen ein Stück Weg zurück gelegt haben, und dass ich normalerweise ein anderes Setting habe. Etwas Entscheidendes habe ich noch übersehen: ich habe nicht eng an Anliegen und Auftrag gearbeitet. Das eine muss ich respektieren, das andere kann ich verbessern. Ich mache meine Überlegungen transparent, entschuldige mich und wir vereinbaren wiederum den Auftrag für die gemeinsame Arbeit. Dennoch fühle ich mich „abgedockt“. Der Dolmetscher übersetzt zunehmend weniger, die Eltern setzen sich nicht zu den anderen Eltern... Ich gehe im Setting darauf ein, mache zwei Gesprächsrunden nacheinander. Trotz der Distanz fühle ich im nonverbalen Kontakt mit der Frau ein positives Gefühl und frage mich, ob ich daneben liege. Schräglage insgesamt.

An dem Morgen, an dem ich beschließe, die Rolle des Dolmetschers mit ihm zu thematisieren, stellt mir dieselbe Frau eine fachliche Frage. über ein Diagnosegespenst „Autismus“, das ihr in Russland angedeutet worden war. Ich erläutere meine fachliche Meinung dazu, auch die Schwierigkeit, das Verhalten eines kleinen Kindes richtig zu deuten, wenn man eine mögliche Hörschädigung nicht in Betracht zieht. Dann könnten manche Verhaltensweisen für autistisch gehalten werden. Wir beschreiben die gesamten Stärken des Kindes, diejenigen, die die Mutter kennt und die, die sich uns in der Rehabilitation gezeigt haben. Das Gespenst Autismus ist erledigt. Die Frau freut sich und ihr Blick zeigt: der nächste Ton hat auf Richtigkeit hingewiesen. Am letzten Tag: was nehmen sie mit? Antwort: wenn wir in drei Monaten wiederkommen, werden wir sehr viel Gesprächsbedarf haben. Jetzt nehmen wir einen dicken Sack voll Informationen, der sich Stück für Stück im Alltag zu Hause öffnen wird.

Ob ein Ton richtig ist oder nicht, entscheidet der nächste Ton, wenn der Schräglage die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Über Free-Jazz hatte ich schon immer sehr eigenwillige Anschauungen⁴.

4. Mein großer verstorbener Bruder Peter Kowald hat mir nicht nur als Free-Jazz-Musiker das Vertrauen vermittelt, dass es gut ist, den eigenen Weg zu suchen und zu gehen. Auch ihm verdanke ich viele Ressourcensterne.

Die Geschichte hat ein offenes Ende

Wir wissen ja nicht, was das Mädchen in dem Märchen dann mit den Sternen gemacht hat. Irgendwer hat einmal gesagt: wenn man seine Theorie jedes Jahr um 20 Prozent verändert, dann hat man nach fünf Jahren eine ganz neue Theorie. Spannender Ausblick auf Molter 2010.

Literatur:

Anderson, H., Cooperrider, D., Gergen, D.J., Gergen, M. M., McNamee, S., Whitney, D. (2004). Die Wertschätzende Organisation. In: Deissler, K. D., Gergen, K.J. [Hrsg.] 2004. die Wertschätzende Organisation. Bielefeld: Transkript-Verlag, pp.19-58.

Berg, I. K. (1992). Familien Zusammenhalt(en). Ein kurz-therapeutisches und lösungsorientiertes Arbeitsbuch. Dortmund: verlag modernes lernen

Berg, I. K, Dolan, Yvonne (2001). Tales of solutions. A Collection of Hope-Inspiring Stories. New York, London: Norton

De Jong, P., Berg, I.K . (1998). Lösungen (er)finden. Das Werkstattbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund: verlag modernes lernen.

Fox, E. A. (2004). Review Essay: Bringing Peace Into the Room. Negotiation Journal, 20(3), pp.461-469.

Gussone, B, Schiepek, G. (2000). „Die Sorge um sich“. Burnout-Präventionen und Lebenskunst in helfenden Berufen. Tübingen: DGVT-Verlag

Hargens, J. (2004). Aller Anfang ist ein Anfang. Gestaltungsmöglichkeiten hilfreicher systemischer Gespräche. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hargens, J., Eberling, W. (Hrsg.) (2000). Einfach kurz und gut – Teil 2: Ressourcen erkennen und nutzen. Dortmund: Borgmann.

Hegemann, T. (2004). Interkulturelle Kompetenz in Beratung und Therapie. In: Radice von Wogau, J., Eimmermacher, H., Lafranchi, A (2004). Therapie und Beratung vom Migranten. Systemisch-interkulturell denken und Handeln. Weinheim, Basel: Beltz-Verlag, pp. 79-91.

Hesse, J. (2000). Möglichkeiten erleben, Ressourcen erkunden, Lösungswege entdecken. In: Hargens, J., Eberling, W. (Hrsg.) (2000): pp.77-115.

Loth, W. (1998). Auf den Spuren hilfreicher Veränderungen. Das Entwickeln Klinischer Kontrakte. Dortmund: verlag modernes lernen.

Loth, W. (2001). Intuition: Erkunden einer Dauerbaustelle. Systema 15 (3): 230-242.

Loth, W. (2003). Ressourcen bewegen. In: Schemmel, H. & Schaller, J. [Hrsg.] (2003). Ressourcen. Ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen: DGVT-Verlag, S. 29-49.

Loth, W. (2004). Vom Konflikt zum Kontrakt: Was zusammenprallt, kann auch zusammen wirken. Forum der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie 14 (3), pp. 16 –36.

Loth, W., von Schlippe, A. (2004). Die therapeutische Beziehung aus systemischer Sicht. Psychotherapie im Dialog 5(4), pp. 341-347.

Molter, H. (1998). Es könnte auch alles ganz anders sein. Systema 12(1), pp. 5-10.

Molter, H. (1999). Das Gehen ist der Weg. Perspektiven über Selbsterfahrung in der systemischen Ausbildung. System Familie 12(4), 165-169.

Molter, H. (2000). „Systeme zum Singen und Tanzen bringen“ – Systemisch-lösungsorientierte Supervision im Kontext der Gruppe. In: Vogt-Hillmann, M., Eberling, W., Dahm, M., Dreesen, H. (Hrsg.)(2000). Gelöst und los! Systemisch-lösungsorientierte Perspektiven in Supervision und Organisationsberatung. Dortmund: Borgmann, pp.149-169.

Molter, H (2002). Vom Organisieren förderlicher Selbstorganisation. Eine Metastrategie für systemisches Arbeiten mit und in Gruppen. In: Molter, H., Hargens, J.(2002).Ich-du-wir und wer sonst noch dazugehört. Systemisches Arbeiten mit und in Gruppen. Dortmund: Borgmann, pp. 205-221.

Molter, H., Ellebracht, H. (1997): Hans im Glück(s). Systemkompetenz und andere Märchen. Kontext 28 (1), pp. 5-14.

Schiepek, G.; H. Eckert, H. Honermann & S. Weihrauch (2001). Ordnungswandel in komplexen dynamischen Systemen: Das systemische Paradigma jenseits der Therapieschulen. In: Hypnose & Kognition 18, pp.89-117.

Schmidt, G. (2000). „Wahrgebungen“ aus der „inneren“ und „äußeren“ Welt des Therapeuten und ihre Nutzung für ziieldienliche therapeutische Kooperation. Familiendynamik 25(2), pp. 177-205.

Schulz von Thun, F. (1998). Miteinander Reden 3.Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Reinbek: Rowohlt.

Sorrentino, A. M. (1988). Behinderung und Rehabilitation. Ein systemischer Ansatz. Dortmund: verlag modernes lernen.

Tsirigotis, C. (2002a). Ankommen im Alltag - Eltern in der CI-Rehabilitation. Überlegungen zu einer lösungs- und ressourcenorientierten Beratung von Eltern im Cochlear-Implant-Rehabilitationszentrum Rheinland in Aachen. Hörgeschädigtenpädagogik 56 (2), pp. 54-65.

Tsirigotis, C. (2002b). Die Stärken der anderen nutzen – die Probleme an ihren Platz verweisen. Systemisch-lösungsorientiertes Arbeiten in Gruppen mit Eltern und ihren behinderten Kindern: das Erweitern von Handlungsspielräumen unterstützen! In: Hargens, J. & Molter, H.[Eds.](2002) Ich - du - wir - und wer sonst noch dazu gehört. Perspektiven systemischen Arbeitens mit und in Gruppen. Dortmund: borgmann, pp. 55-86.

Tsirigotis, C. (2004). Gruppen mit Eltern behinderter Kinder – Störungswissen und elterliche Kompetenzen als Ressource in der Gruppe nutzen. Systema 18 (1), pp.31-43.

Tsirigotis, C., Beer, S., Jürgensen, C., Krumbach, B. (2004) Frühförderung hörgeschädigter Kinder: einen Rahmen für förderliche Entwicklungsbedingungen schaffen. *Hörgeschädigtenpädagogik* 58 (6), pp. 236-245.

Tsirigotis, C. (2005). „Sie hat mir einfach ihr Gehör geschenkt.“ Ein Beratungsprozess im Kontext von Hörschädigung und CI-Rehabilitation zwischen Intuition und Selbstorganisation. In: Hargens, J. [Hrsg.] (2005): „...und mir hat geholfen ...“ Psychotherapeutische Arbeit – was wirkt? Perspektiven und Geschichten der Beteiligten. Dortmund: Borgmann, pp. 99-121.

Anschrift der Verfasserin:

Cornelia Tsirigotis

Scherbstr. 49

52072 Aachen

Tsirigotis@t-online.de